

HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 53. Jahrgang Heft 3 März 1999

Anbruch vollendeten Menschseins ist die Kirche nicht im Sinne einer „heilen Welt“.

Peter Hünermann

In der Zerreißprobe

Zu einem „Zeichen unserer Stärke, nicht unserer Schwäche“ könne – so hoffte anfangs noch Bischof *Karl Lehmann* – die Auseinandersetzung werden, der „Streit um den Schein“, um die Zuordnung der katholischen Beratungsstellen zur Schwangerschaftskonfliktberatung auf gesetzlicher Grundlage. Unmittelbar vor der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Lingen Ende des vergangenen Monats titelten dann jedoch die Zeitungen: „Die Kirche vor der Zerreißprobe“. Denn es geht zwar nun zuerst einmal darum, ob das Votum der Bischofskonferenz beziehungsweise die von der bischöflichen Arbeitsgruppe im Laufe des vergangenen Jahres ausgearbeiteten Vorschläge der doppelten „eindringlichen Bitte“ des Papstes von Januar 1998 genügen können: der Bitte einerseits, in den kirchlichen Beratungsstellen auf das Ausstellen eines Beratungsscheines in der bisherigen Form (nach Paragraph 219 StGB) zu verzichten und der Mahnung andererseits zur Fortsetzung beziehungsweise Intensivierung der kirchlichen Schwangerschaftskonfliktberatung – beides nach Maßgabe einer noch größeren „Eindeutigkeit“ der kirchlichen Anwaltschaft für das menschliche Leben.

Eine extreme Belastungsprobe für die ganze Kirche

Gleichwie aber die Antwort Roms ausfallen mag und welche Konsequenzen die Bischöfe – zusammen oder jeder Bischof für sich allein – aus ihr ziehen werden, bleibt doch auch die Frage, wie die Kirche in Deutschland mit dieser Zerreißprobe umgehen, wie sie sie bewältigen wird. Denn bei aller gebotenen Vorsicht mit Superlativen: Selten standen die Bischöfe

unter einem solchen Druck politischer und kirchlicher Gruppen. Und keineswegs war der Streit um den Schein nur für die Bischöfe oder die an der kirchlichen Schwangerschaftskonfliktberatung selbst unmittelbar Beteiligten eine extreme Belastungsprobe. Es gab wohl kaum eine katholische Organisation oder einen Verband, der sich dieser Auseinandersetzung entziehen konnte oder wollte.

Daß die Frage der Eindeutigkeit des kirchlichen Einsatzes für das menschliche Leben in all seinen Phasen des Streites würdig ist, wird niemand ernsthaft bestreiten wollen. Eine Grundschwierigkeit der ganzen Auseinandersetzung und eine besondere Herausforderung an Disziplin und Konfliktverhalten für Gegner und Befürworter des Ausstiegs der Kirche gleichermaßen war und bleibt jedoch: Mit der Suche nach einer angemessenen Beteiligung der kirchlichen Beratungsstellen an der gesetzlichen Schwangerschaftskonfliktberatung sind weitere, kaum weniger anspruchsvolle Themenkreise und latente Konfliktbereiche angeschnitten. Wieder und wieder entglitt und weitete sich daher die Auseinandersetzung um eine – wie der Papst selbst in seinem Brief geschrieben hatte – konkrete „pastorale Frage“. So entfachte „der Schein“ immer wieder und nicht zuletzt verschärft durch den Regierungswechsel in Bonn die Debatte über die richtige oder falsche Distanz der Kirche zum Staat, diskutiert in der unglücklichen Alternative der ins Ghetto zurückgezogenen Kirche auf der einen und einer abhängigen, in ihrer Sendung und Aufgabe korrumpierten „Staatskirche“ auf der anderen Seite.

In jedem Fall ein Zeichen von Schwäche war bislang jedoch weniger die Auseinandersetzung selbst als vielmehr die *Art und Weise*, in der besonders in den letzten Monaten gestrit-

ten wurde. Als die Bischöfe bei ihrer Herbstvollversammlung im letzten Jahr die gelegentlich „verletzende Schärfe“ der Auseinandersetzung bedauerten, empfanden sie sicher nicht allein so. Er habe einen „Horror vor den terribles simplificateurs“ auf beiden Seiten, benannte Bischof Lehmann dabei den entscheidenden Punkt in seinem einführenden Bericht zur Sitzung des Ständigen Rates im Januar letzten Jahres, kurz nach Erhalt des Papstbriefes. Gerade weil ihm immer bewußt gewesen sei, daß es sich bei dem, wie der Papst selbst schrieb, „nicht leichten Problem“ um eine höchst komplexe und differenzierte Sache handle, die manche Zugangsweise, Perspektiven und mehrere Teilantworten zulasse – Antworten, die jeweils keinen *Absolutheitscharakter* haben. Destruktiv geriet die Auseinandersetzung der vergangenen Jahre aber gerade dort, wo Positionen und Meinungen mit eben diesem Anspruch vertreten wurden und man sich dazu eines Vokabulars befleißigte, das andere Zugangsweisen und Perspektiven schon grundlegend disqualifizierte, deren Möglichkeit überhaupt von vornherein ausschloß. Wo das Ringen um angemessene „Teilantworten“ als „Trickserei“ diffamiert und verschiedenen Positionen das Anliegen des bestmöglichen Lebensschutzes überhaupt bestritten werden, kann die Auseinandersetzung für die Kirche nur zum Zeichen der Schwäche werden.

Es fehlen Strategien zum Umgang mit legitimer Verschiedenheit

Läßt sich solches Argumentieren und Streiten mit leicht ver-nobter Mißbilligung als *Stilfrage* abtun? Ein solches Stilvergehen war etwa die gezielte Indiskretion über die Ergebnisse der bischöflichen Arbeitsgruppe in der Vorweihnachtszeit. Oder soll man Simplifizierung, Diffamierung und verletzende Personalisierung als Entgleisungen in einer verständlicherweise hoch emotionalisierten Debatte entschuldigen? Beides zielt haarscharf am eigentlichen Problem vorbei. Erneut zeigt vielmehr auch diese Auseinandersetzung, wie sehr es der Kirche heute an einer *Streitkultur* fehlt, die eine konstruktive und „aufbauende“ Auseinandersetzung dort ermöglicht, wo ein wichtiges Thema, eine zentrale Frage eben „manche Zugangsweise, Perspektiven und mehrere Teilantworten“ zuläßt; wo, wie im aktuellen Streit, verschiedene Positionen auch mit gutem Grund das Evangelium für sich beanspruchen können und die Vertreter entgegengesetzter Meinungen sich zu Recht auf ihr Gewissen berufen. Nach wie vor hat die Kirche offenkundig reichlich Lern- und Übungsbedarf: Im Umgang mit dem sich an immer mehr Themen und Konfliktfeldern zeigenden breiten Meinungsspektrum innerhalb der Kirche, befördert und gleichermaßen transparent gemacht von einer wachsenden *innerkirchlichen Öffentlichkeit*. Zuletzt hatte sich dies – den römischen Anteil an dem Konflikt einmal beiseite gelassen – am deutschen Streit um die angemessene Reaktion auf die sogenannte

Laieninstructio von 1997 gezeigt. Auch diese Diskussion entglitt zu verletzender Schärfe – Opfer war etwa ZdK-Präsident *Hans-Joachim Meyer* – und wurde geprägt von Verdächtigungen und dem immer wohlfeilen Vorwurf mangelnder Loyalität oder gar Rechtgläubigkeit.

Mit Blick in die unmittelbare Nachbarschaft mag der eine sich trösten, der andere warnen: „Österreichische Verhältnisse“ haben uns weder der Streit um den Schein noch das Kirchenvolksbegehren und auch nicht die Debatte zur Laieninstructio beschert. Erspart blieb Deutschland so bislang – dies zu konstatieren hat nichts, aber auch gar nichts mit Schadenfreude oder Häme zu tun – eine bis zur Selbstlähmung reichende Konfliktverschärfung, vor allem aber auch die extreme Polarisierung innerhalb der Bischofskonferenz. Das „Maul zu halten“ hat noch kein deutscher Bischof seine Mitbrüder aufgefordert und auch diese nicht als „Lügner“ beschimpft. Und die Krise der Kirche in Österreich hat sicherlich ihre spezifischen und nicht zuletzt in unglücklichen Personalentscheidungen begründeten Ursachen. Dennoch lassen auch die Vorgänge in Österreich nur allzu deutlich erkennen, wie sehr die Kirche überhaupt in unseren Breiten um Formen und Strategien ringt, mit denen sich die scheinbar zunehmenden, zumindest heute aber viel offener zu Tage tretenden Konflikte und Gegensätze in ihren eigenen Reihen bewältigen und konstruktiv bearbeiten lassen. Das Fehlen einer solchen Streitkultur bildet dabei nur eine Facette des vielfach diagnostizierten grundlegenden Kommunikationsproblems in der Kirche, wie es sich etwa im Dialogpapier des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, sehr viel breiter noch im Kirchenvolksbegehren Ausdruck verschaffte: als Klage über das nach wie vor nicht umgesetzte dialogische Kirchenbild des Zweiten Vatikanums; als Forderung nach rechtlichen Normen, Strukturen und Institutionen, die einen wirkungsvollen Dialog und die konsequente Überwindung eines zentralistischen, obrigkeitlichen und autoritären Leitungsstils ermöglichen.

Die offenkundigen Probleme im Umgang mit Verschiedenheit, Gegensätzen und Konflikten als Mangel an Streitkultur gehen aber über das unter den Schlagworten Dialog und Dialogverweigerung Verhandelte hinaus und lassen sich vor allem nicht in die traditionellen Antagonismen von oben und unten, rechts und links, Klerikern und Laien, Amt und Volk auflösen. All die kontrovers verlaufenden Debatten der letzten Jahre habe doch gezeigt, daß in puncto Konfliktfähigkeit und Streitkultur auf allen Ebenen kirchlichen Lebens Lernbedarf besteht.

Nun ist es einfach, mit leicht moralisierendem Unterton zu appellieren, gerade die Kirche als moralische Instanz solle doch mit Konflikten in den eigenen Reihen, mit unausweichlichem Streit in besonders konstruktiver Art und Weise umgehen. Dagegen läßt sich, quasi entschuldigend, mehreres einwenden: Schon von außen wird es der Kirche nicht gerade

leicht gemacht, solchen Meinungsverschiedenheiten und Konflikten angemessenen Raum zu geben und damit allererst eine Streitkultur zu entwickeln:

Zunächst wird ein Umfeld, das der Kirche indifferent bis ablehnend gegenübersteht, immer stärker den Drang befördern, die eigenen Reihen geschlossen zu halten, als daß es zum offenen Streit animiert. Überdies erwartet aber auch unsere pluralistische Gesellschaft von der Kirche, fast schon paradox, Geschlossenheit.

Der innere und äußere Druck zur Einmütigkeit

Ihre Glaubwürdigkeit, ihre moralische Autorität wird gerade an ihrer Einmütigkeit gemessen. Die (Medien-)Öffentlichkeit fragt, wenn überhaupt, nach *der* katholischen Position zum „Doppelpaß“, zum Asylgesetz, zum Bündnis für Arbeit, zu Abtreibung und Abtreibungsspielle. Ein komplexes und differenziertes kirchliches Meinungsspektrum ist nicht gewünscht und läßt sich erst recht nur schwer vermitteln. Daß diese Öffentlichkeit dabei zugleich eine besondere Vorliebe für das innerkirchliche Konfliktgeschehen entwickelt hat, widerspricht nicht, sondern erklärt sich vielmehr aus dieser latenten Erwartungshaltung.

In dieser Außenperspektive stellt sich für die Kirche bei der Suche nach einer konstruktiven Streitkultur mithin zunächst einmal eine schwierige Emanzipationsaufgabe: Der Druck, gerade in ihr besonders wichtigen und genuinen Anliegen nach außen eine starke und eindeutige Position zu vertreten, darf sie nicht dazu verführen, interne Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze zu leugnen. Verdrängt und verschwiegen können solche damit unbearbeiteten Konflikte nur destruktive Kräfte entwickeln. Die Lösung von Konflikten setzt allererst ihre Bejahung voraus.

Stärker noch aber fallen *interne Gründe* als Hindernis für den Ausbau einer kirchlichen Streit- und Konfliktkultur ins Gewicht. Wegen ihres Anspruchs, reales Zeichen der Einheit und der Versöhnung nicht nur zwischen Gott und Mensch, sondern auch zwischen den Menschen zu sein, tut sich die Kirche zu Recht schwer mit dem Streiten. Und ebenso legitim beharrt sie von ihrem Grund und Auftrag her auf einem Unterschied gerade zur Kommunikations- und damit auch Streitkultur, zum eminenten Streitbedürfnis, zu den kommunikativen Regeln und Gesetzen einer demokratischen Öffentlichkeit.

Vielmehr noch aber läßt sich die in allen Kreisen der Kirche anzutreffende Sorge um das real noch vorhandene Integrationspotential angesichts vielfacher Polarisierungen, um Zusammenhalt und Einheit in Verkündigung und Praxis nicht pauschal mit Konfliktscheu oder gar mit falscher Harmoniesucht abtun. Zwar zeigt sich auch in der Innenperspektive Emanzipationsbedarf, soll sich in der Kirche eine konstruktive Streitkultur entwickeln: die Emanzipation nämlich von einer romantischen, die tatsächliche innere Pluralisierung

und Pluralität von Kirche leugnenden Vorstellung von Einmütigkeit. Dispensieren kann sie sich dagegen nicht von der Sorge um die schwierige, stets neu zu bestimmenden Balance zwischen Einheit und legitimer Vielfalt oder Verschiedenheit.

Wo, wie im Streit um den Beratungsschein legitime Verschiedenheit besteht, theologisch und pastoral mehrere Positionen sich begründen lassen und unterschiedliche Standpunkte im Gewissen verankert sind, verlangt eine konstruktive Streitkultur zuallererst Respekt und Achtung vor der anderen Position und den Verzicht auf den eigenen Anspruch, allein die Wahrheit zu vertreten. Nur so bleibt der Weg offen über die unterschiedlichen Zugangsweisen, Perspektiven und Teilantworten hinaus zu einem fundamentalen Konsens. Im konkreten Fall des Streites um den Schein bestand dieser doch in dem gemeinsamen Ziel von Befürwortern und Gegnern eines Ausstiegs der Kirche, nämlich Leben zu retten und dem Leben zu dienen.

Daß dieses gemeinsame Ziel in einer hitzigen und kontroversen Auseinandersetzung über die Frage seiner Realisierung unter den aktuell gegebenen Bedingungen immer wieder aus dem Blick geriet, war nicht das Problem. Entweder-Oder-Positionen mit der gleichzeitigen Desavouierung von Vermittlungsbemühungen, die Personalisierung des Sachproblems oder dessen Überlagerung durch den Wettstreit um demonstrative Romtreue haben aber phasenweise den Rückweg zur gegenseitigen Versicherung der Einigkeit im gemeinsamen Anliegen verunmöglicht.

Die Suche nach einer konstruktiven Streitkultur in der Kirche hat aber mehrere Dimensionen: Es geht um die Kompetenz zu konstruktivem Streit, aber auch um die Frage, wo eine allgemeine kirchliche Grundstimmung und Atmosphäre den ehrlichen und disziplinierten Streit befördert oder verhindert. Das vielfach beklagte Klima der Resignation, Frustration und Depression wird dabei kaum befruchtend wirken. Ebenso müssen aber auch Orte des Streites gefunden und ausgewiesen werden.

Mit großer Einhelligkeit hatten Beobachter, Mitwirkende und Veranstalter etwa dem Katholikentag im vergangenen Jahr in Mainz eine solche Bewährung als Ort des fruchtbaren Streites bescheinigt, obwohl gerade angesichts der belastenden Konflikte und Polarisierungen im Vorfeld Schlimmes befürchtet wurde. Auch die katholischen Akademien etwa böten sich an, viel stärker noch und mit ausdrücklichem Auftrag Übungsstätten des kirchlichen Streites zu werden. Wo der Kirche aber auf allen Ebenen ein konstruktiver Umgang mit ihren Meinungsverschiedenheiten, internen Spannungen und unterschiedlichen Positionen gelingt, wird sie in der Öffentlichkeit an Ansehen gewinnen und ihrerseits auch selbst zu einer höheren Gesprächs- und Diskussionskultur in der Gesellschaft beitragen können. Ihr Zeugnis wird, in diesen Auseinandersetzungen gestärkt, dann auch eindeutiger sein.

Alexander Foitzik